

Insel Verlag

Leseprobe



Hermanson, Marie  
**Das unbeschriebene Blatt**

Roman  
Aus dem Schwedischen von Regine Elsässer

© Insel Verlag  
insel taschenbuch 4390  
978-3-458-36090-2



Ein Zufall bringt den gealterten Pechvogel Reine mit der fettleibigen Angela zusammen. Und während sie sich einer Kuchenorgie hingibt, erzählt Reine zum ersten Mal einer Person sein Leben – Angela erzählt nichts von sich, doch Reine genügt es, daß sie seinen Bericht in ihrem gewaltigen Inneren verwahrt. Angelas Lethargie und Unwissenheit faszinieren Reine. Er liebt das Gefühl, sie formen und durch sie zum ersten Mal auch sich selbst lieben zu können. Sie heiraten, und als ihnen nach der Geburt ihres Sohnes Bjarne auch noch ein kleines Erbe zufällt, scheint es Reine, als habe er endlich das große Los gezogen.

Doch dann wird Bjarne plötzlich sehr krank. Und Reine wird schmerzhaft bewußt, daß er mit seinem Kind auch Angela verlieren würde. Er beschließt, nicht mehr nur Passagier seines Lebens zu sein, sondern das Steuer selbst in die Hand zu nehmen, und heckt in seiner Verzweiflung einen tollkühnen Plan aus.

Marie Hermanson erzählt in ihrem Roman, spannend wie ein Krimi, mit großem Einfühlungsvermögen die Geschichte zweier Außenseiter, deren Beziehung sich von einem Tag auf den anderen dramatisch ändert.

Marie Hermanson, 1956 geboren, lebt in Göteborg. Für ihren Roman *Die Schmetterlingsfrau* (1995) erhielt sie den renommierten schwedischen August-Preis. Mit ihrem Roman *Muschelstrand* (1998) gelang ihr der internationale Durchbruch. Im Insel Verlag zuletzt erschienen: *Pilze für Madeleine* (it 4327) und *Himmelstal* (it 4241).

insel taschenbuch 4390  
Marie Hermanson  
Das unbeschriebene Blatt





Marie Hermanson  
Das unbeschriebene Blatt

*Roman*

Aus dem Schwedischen  
von Regine Elsässer

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2001 unter dem Titel  
*Ett oskrivet blad*  
bei Albert Bonniers Förlag, Schweden  
© Marie Hermanson 2001  
Umschlagfoto: Bill Davis/plainpicture

Erste Auflage 2015  
insel taschenbuch 4390  
Insel Verlag Berlin 2015  
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2004  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch  
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag  
Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg  
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-458-36090-2

Teil 1  
Das große Los





## 1. Kapitel

Von weitem glich der Spielplatz mit seinen roten Häuschen, den Klettergerüsten, Türmen, Unterführungen und Rutschbahnen beinahe einer kleinen Stadt.

Reine saß im Schatten der großen Eichen auf einer Bank. Es war Mitte August, manche Leute hatten immer noch Ferien, aber die meisten arbeiteten schon wieder, und die Gruppe mit Kindergartenkindern, die den Spielplatz oft besuchte, schien vollzählig zu sein.

Die Kinder kamen in einer langen Reihe den Sandweg entlang, sie hielten sich immer zu zweit an den Händen. Eine Erzieherin ging ganz vorne, zwei am Schluß.

Die Kinder hatten alle rote Westchen an. Die kleinen Gestalten sahen lustig aus, alle gleich angezogen, wie die Wichtel aus einem Märchen, aber die Westen hatten einen sehr ernsten Hintergrund. Sie waren in vielen Kindergärten eingeführt worden, nachdem ein Junge seiner Tagesmutter im Wald weggelaufen war, sich verirrt hatte und später tot aufgefunden worden war. In einigen Kindergärten mußten die Kinder sie offenbar anziehen, sobald sie nur die Nase aus der Tür streckten. Die Gefahr, daß die Kinder hier im Park mitten in der Stadt verschwinden würden, war nicht sehr groß, dachte Reine.

Die rotgekleideten Kleinen waren nun beim Spielplatz angekommen. Sie lösten sich aus der Reihe und hatten sich binnen weniger Sekunden über den Platz verteilt und hingen an den Spielgeräten.

Ein kleiner Junge mit blonden Locken und schokoladenbraunen Augen schaukelte wild auf einer Art Tier aus Holz, es sollte wohl einen Elefanten darstellen. Er lehnte sich so weit zurück, wie es nur ging, schüttelte den Kopf und seine blonden Locken, dabei lachte er laut. Wie hübsch er war, dachte Reine. Wie ein kleiner Prinz.

Der Junge bemerkte Reine und ihre Blicke trafen sich. Mit

einem kühnen Sprung warf er sich vom Elefanten, der immer noch heftig schaukelte, lief hinüber zu Reine und setzte sich neben ihn auf die Bank.

Er fing sofort an zu sprechen und zu erzählen. Reine betrachtete ihn fasziniert. Er redete ganz schnell, über Spiele, Kameraden, Fernsehsendungen, alles durcheinander. Ab und zu lachte er und entblößte dabei seine schneeweißen Milchzähne. Wenn er lachte, wurde er ganz weich und lehnte sich an Reines Arm.

Dann entdeckte er plötzlich Kameraden drüben bei der Rutschbahn, rief ihnen laut etwas zu und verschwand so schnell, wie er gekommen war.

Reine war immer noch wie benommen. Irgend etwas an diesem Jungen war besonders. Er kam oft und saß eine Weile neben ihm und erzählte, lehnte sich an ihn und kletterte sogar manchmal auf seinen Schoß. Wenn Reine ihn anschaute, diesen kleinen Märchenprinzen mit den blonden Locken, der immer noch sommerbraunen Haut und den geschmeidigen, schnellen Bewegungen, wirbelten begrabene Gedanken in ihm hoch. Er konnte sie nicht unterdrücken. Bilder. Erinnerungen. Vergleiche.

Reine war sechsundfünfzig. Er war klein von Wuchs, hatte einen schiefen Rücken, das linke Bein war länger als das rechte. Beim Gehen hinkte er fast unmerklich, es war schlimmer, wenn er seine speziell angefertigten Schuhe nicht anhatte. Er hatte ziemlich dichtes, graues Haar und eine Brille mit dicken Gläsern.

Als Kind war er klein und schwächling gewesen. Nicht krumm, das war erst zu Beginn der Pubertät gekommen, aber mager. Er war in Kinderheimen aufgewachsen. Seine Mutter hatte ihn verlassen, weil sie nicht für ihn sorgen konnte, vielleicht wurde er ihr auch von den Behörden weggenommen. Er wußte es nicht genau. Er wußte überhaupt nicht viel über seine Herkunft, seine Eltern und seine Familie.

Die Mutter hatte ihn hin und wieder besucht. Er hatte eine ältere Schwester, die damals bei einer Pflegefamilie in Dalsland lebte. Als Kind hatte er sie nie getroffen, aber die Mutter

erzählte von ihr und zeigte ihm bei ihren Besuchen Fotos. Reine verstand nicht, daß sie seine Schwester war. Sie sah groß und gesund aus. Er nahm an, das kam daher, daß sie auf dem Land wohnte. Die Mutter sprach immer davon, wie gesund das Landleben war, wegen der vielen frischen Luft.

Vom Vater sprach sie nie. Als Kind hatte Reine keine Ahnung, wer er war, er wußte nicht einmal, ob es ihn gab. Erst im Alter von zwölf, dreizehn Jahren verstand er, daß es irgendwo einen Vater geben oder gegeben haben mußte, und erst als er erwachsen war, erfuhr er den Namen des Vaters. Ein normaler schwedischer Name auf einem Papier. Er sagte ihm nichts, und er verspürte keinen Wunsch, mehr zu erfahren.

Als er elf war, heiratete seine Mutter – mit Reines Vater war sie nicht verheiratet gewesen –, bekam noch zwei Kinder und lebte in geordneteren Verhältnissen. Aus einem schlampigen, kichernden Mädchen wurde eine Dame mit Hut und Mantel. Die Besuche wurden seltener und hörten irgendwann ganz auf.

Er verbrachte seine ganze Kindheit in Heimen. Die Erinnerungen waren spärlich und unzusammenhängend und tauchten zu unerwarteten Gelegenheiten auf. Sie kamen wie Sternschnuppen in der Dunkelheit, kaum konnte man sie sehen, da verschwanden sie schon wieder:

Eiskalte Dusche am Morgen. Schuhe mit Gummisohlen und schwierig zu binden. Abteilungen mit Vogelnamen. Die leeren, schlaflosen Nächte. Und die Zudecken, abgenutzte, weiche, tröstende Decken mit ausgebleichten Mustern in Blau und Beige. In der Dunkelheit gaben sie einen melancholischen Duft ab, gespeist von allem, was sie im Lauf der Jahre aufgesogen hatten – Tränen, den Schweiß von Alpträumen, Heimweh.

Er war in ein Netz von merkwürdigen Regeln eingesponnen. Überall gab es Regeln, komplizierte Regeln, die sich oft widersprachen. Die Regeln der Jungen des Kinderheims, die des Personals, der Lehrer, des Schulhofs. Eine Regel zu befolgen, bedeutete automatisch, gegen eine andere zu verstoßen,

und alle Regelverstöße bedeuteten Strafe. Strafe war unvermeidlich.

Er war klein und dünn. Eine Spinnenkrabbe, die planlos zwischen Regeln und Bestrafungen hin- und herflitzte, und dabei wuchs sein Körper immer schiefer und merkwürdiger.

Mit sechzehn begab Reine sich hinaus ins Leben. Er fand eine Anstellung in einer Gärtnerei, eine schöne Arbeit, die jedoch zu anstrengend für ihn wurde. Nach vier Jahren hörte er auf und kam in eine Berufsschule, wo er eine Ausbildung zum Polsterer machte. Nach der Ausbildung fand er eine Stelle bei einem älteren Mann in einer Kellerwerkstatt. Der Alte war mit Reines Arbeit zufrieden und ließ ihn mit der Zeit immer mehr machen. Der Lohn war miserabel, aber Reine kam gut damit aus, er brauchte nicht viel.

Er hatte einen Kollegen namens Ture. Ture arbeitete ab und zu, wenn seine Dienste gebraucht wurden und er einigermaßen nüchtern war. Seine Aufgabe bestand darin, dem Alten beim Tragen zu helfen, wenn die Möbel bei den Kunden abgeholt wurden. Manchmal arbeitete er auch für Umzugsfirmen.

Ture war nämlich sehr stark, was man kaum glauben mochte, wenn man ihn sah. Wie Reine war er klein von Wuchs. Seine Muskeln waren keine prallen Früchte wie bei den aufgepumpten Athleten von heute, sondern dicke, lange Taue, die sich wie schlafende Boas unter der Haut die Arme entlangschlängelten.

Ture beherrschte die Kunst, schwere Möbelstücke so zu drehen, zu wenden und anzupacken, daß sie leicht wurden. Er zauberte ihnen mit List das Gewicht weg. Er war ein physikalisches Naturtalent, er wußte alles über Schwerpunkt, Reibung, Stützfläche, Hebelwirkung und Angriffspunkt. Außerdem besaß er eine Sturheit, die an Idiotie grenzte.

Ture machte auch anderes in der Werkstatt, er reparierte Dinge, räumte auf, machte Botengänge. Er war lustig und redete gerne, das Arbeiten machte immer mehr Spaß, wenn Ture da war. Reine saß gern in dem dunklen Keller, er ließ die Nadel durch die dicken Möbelstoffe gleiten und hörte dabei Tures Geschichten zu.

Eigentlich gefiel es Reine sehr gut in der Werkstatt, und er träumte manchmal davon, sie zu übernehmen, wenn der Alte in Pension ging.

Aber der hatte nicht die Absicht, sich zurückzuziehen. Von Pension hatte er offenbar noch nie etwas gehört. Als er schließlich an Darmkrebs starb, mit achtundsiebzig, stellte sich heraus, daß er die Polsterwerkstatt kurz vor seinem Tod an zwei junge Designerinnen verkauft hatte, die sich auf die Einrichtung von exklusiven Wohnungen spezialisiert hatten. Sie fuhren in einem mintgrünen kleinen Auto mit dem Firmenlogo auf den Türen durch die Stadt, besuchten neureiche gestreßte Kunden und richteten deren Wohnungen von vorne bis hinten ein. Als sie ihre neuen Arbeitsräume renovieren wollten und sie inspizierten, um zu sehen, ob man den Putz vom Gewölbekeller abschlagen konnte, damit man das Gemäuer wieder sah, fanden sie zu ihrer Überraschung zwei Geschöpfe im Gewölbe: Einen kleinen, krummen Mann mit dicken Brillengläsern und braunem Arbeitskittel und einen unsympathischen, unrasierten Kerl, der nach Schnaps roch und schweinische Geschichten erzählte. Für diese beiden Gestalten hatten die beiden jungen Designerinnen keinerlei Verwendung.

Reine war zu der Zeit zweiundzwanzig Jahre in der Polsterwerkstatt angestellt gewesen. Er mußte jedoch feststellen, daß er nicht, wie er geglaubt hatte, richtig angestellt war. Er hatte jede Woche seinen Lohn in einer Tüte bekommen – später dann jeden Monat – und er hatte im Juli, wenn die Werkstatt geschlossen war, Ferien gehabt. Aber er war eigentlich nie angestellt gewesen, außer in den ersten Jahren, als der Alte einen staatlichen Zuschuß bekommen hatte. Die letzten fünfzehn Jahre hatte Reine, ohne es zu wissen, schwarz gearbeitet. Daß Türe stempeln ging, war irgendwie klar, aber er hätte nie gedacht, daß seine Anstellung nicht korrekt war.

Er schämte sich, weil er so dumm gewesen war. Da er außerhalb der Werkstatt nie jemanden traf, wußte er nicht, daß es die Lohntüte, von der in der Zeitung und im Fernsehen immer die Rede war, so gar nicht mehr gab, und daß andere Leute ihr Geld nicht so bekamen.

Er erkundigte sich bei anderen Polsterern, aber er bekam keine Arbeit mehr, und nachdem er von einem Amt zum nächsten geschickt worden war, wurde er schließlich Frührentner.

## 2. Kapitel

Hin und wieder ging Reine in eine Kirche. Er hatte an einem Sonntagvormittag, als er durch die Stadt schlenderte und nichts Bestimmtes vorhatte, zufällig eine betreten, und seither ging er manchmal in die Kirche.

Der Raum war so schön, er saß gerne unter Menschen, und er mochte Orgelmusik. Er fand es herrlich, wenn die Orgel richtig loslegte, so viele Töne auf einmal, daß die Menschen auf den Bänken zusammenfuhren. Gewaltig.

Zu seiner Überraschung stellte er fest, daß er die meisten Choräle kannte. Er kannte sie wohl noch aus der Schule, damals wurden viele Choräle gesungen. Die Lieder schienen sich ganz anders in sein Gehirn eingegraben zu haben als das übrige Schulwissen. Merkwürdig. Er hatte alles vergessen – Jahreszahlen, Flüsse, die kleinen Knochen im Ohr und die Teile einer Blüte, das hatte er alles einmal gewußt, aber es war ausgelöscht. Die Kirchenlieder jedoch mit ihren unverständlichen, altertümlichen Sätzen saßen immer noch. *In Gottes Namen fang ich an. Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld.* Und dann die schönen Lieder: *Oh daß ich tausend Zungen hätte. Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut, dem Vater aller Güte.* Schön. Unbegreiflich. Unauslöschlich.

Die Kirchenbesuche waren auch ein bißchen langweilig, vor allem die Predigten, und weil er einmal etwas anderes ausprobieren wollte, war er dieses Mal in eine freireligiöse Kirche gegangen.

Es war ein Abendgottesdienst, und die Besucher waren nicht sehr zahlreich. Die Stimmung war familiär, beinahe intim, Reine war das unangenehm. Er zog die Anonymität in der großen Domkirche vor.

Alle schienen sich zu kennen. Sie begrüßten sich, gaben sich die Hand und umarmten einander. Der junge Pastor sprach von neuen Freunden, die besonders herzlich in der Gemeinschaft willkommen geheißen wurden, und er schaute



Reine dabei vielsagend an, was diesem eher peinlich war. Als es endlich vorbei war, ging er schnell zur Garderobe.

»Sie wollen doch nicht schon gehen?« sagte ein junges Mädchen zu ihm.

»Ist es denn noch nicht zu Ende?«

»Nein, es gibt noch Kaffee!« sagte das Mädchen und klang erstaunt, weil er das nicht wußte. »Sie bleiben doch sicher zum Kaffee?«

»Nein danke, ich habe es ein bißchen eilig«, murmelte Reine.

»Aber Sie kommen doch nächste Woche wieder?«

»Ja, ja«, sagte er schnell und eilte zum Ausgang.

Er ging an den Gemeindemitgliedern vorbei, die sich in kleinen Gruppen angeregt unterhielten. Der Gottesdienst hatte offensichtlich etwas in ihnen ausgelöst. Sie sprachen laut und lachten viel, als ob man ihnen etwas zu trinken kredenzt hätte und nicht Gottes Wort. Es roch gut nach Kaffee.

Als er gerade aus der Tür gehen wollte, bemerkte er eine große, dicke Frau, die in einer dunklen Ecke stand und versuchte, ihren Mantel anzuziehen. Sie steckte in einem Ärmel drin, aber den anderen bekam sie nicht zu fassen. Sie ruderte mit dem Arm und landete immer wieder falsch.

Er blieb bei der Tür stehen und betrachtete sie. Sie stöhnte und schwitzte. Sie war offenbar alleine gekommen, außer ihm schien niemand sie zu bemerken. Irgend etwas sagte ihm, daß er ihr helfen sollte, ihr den Mantel halten, damit sie das Armloch fand. Er hatte andere Männer das machen sehen, wie Diener im Kino. Er hatte das noch nie gemacht, so eine Geste gehörte nicht zu seinem Leben. Und vielleicht würde sie es falsch verstehen, vielleicht wollte sie gar keine Hilfe.

Dann drehte sie plötzlich den Kopf, er konnte ihr Gesicht sehen. Sie hatte kleingelockte, blonde Haare, die mit einem Reif zurückgehalten wurden. Ihr dickes Gesicht war rot vor Anstrengung, und in ihren Augen sah er die Verwirrung und die Scham, die ihm selbst so vertraut war.

Jetzt hatte der Pastor sie entdeckt und näherte sich mit raschen Schritten.

»Bleiben Sie nicht zum Kaffee?«

Die Frau murmelte etwas Unverständliches. Sie kämpfte immer noch mit ihrem Mantelärmel, der Pastor machte keine Anstalten, ihr zu helfen.

Im nächsten Moment stand Reine hinter der dicken Frau und spannte ihren Mantel auf wie ein Segel. Er spürte, wie der Schweiß um ihren gewaltigen Körper dampfte. Er roch würzig, scharf und berauschend, wie ein exotisches Gericht. Als sie zum hundertstenmal ihren Arm nach hinten streckte, fing er ihn ein und führte ihn schnell und geschickt in das Armloch. Er spürte den Arm unter dem Stoff zucken, wie ein eingesperrtes, zappelndes Tier, sie wandte ihm ihr erstauntes Gesicht zu, um zu sehen, wer ihr geholfen hatte.

»Sie wollen doch auch nicht zum Kaffee bleiben, oder?«

Er sagte es schnell. Es war ihm wichtig, als erster etwas zu sagen, die Führung, die er übernommen hatte, als er ihr in den Mantel geholfen hatte, nicht abzugeben.

Sie kniff den Mund zusammen und schüttelte den Kopf.

»Ich will auch gehen. Aber man kann ja woanders einen Kaffee trinken«, fuhr er fort. »In einem Café oder so. Kommen Sie mit?«

Reine wunderte sich über sich selbst. Er tat so etwas nie. Aber irgend etwas an dieser dicken Frau spornte ihn an, und er wußte auch, was es war. Ihre Hilflosigkeit und Unförmigkeit gaben ihm Sicherheit. Nicht Mut. Es war die Sicherheit des Feigen. Es war völlig ungefährlich, sie zu fragen. Wenn sie ja sagte, konnte er ein Stündchen mit ihr plaudern und sie vergessen, sobald er nach Hause kam. Sagte sie nein, würde er mit einem Schulterzucken gehen und hätte sie schon vergessen, wenn er auf der Straße war. Sie spielte keine Rolle. Sie war ein Mensch, der nicht zählte. Deshalb traute er sich, sie zu fragen.

»Ja, warum nicht«, sagte sie.

Ihr Gesicht war ausdruckslos, und er war ein bißchen enttäuscht. Warum freute sie sich nicht, wenn eine Person des anderen Geschlechts sie in ein Café einlud? Das passierte bestimmt nicht sehr oft.

»Dann gehen wir«, sagte er resolut und hielt ihr die Tür auf.

Sie gingen die Straße hinunter in ein kleines Café, das er öfter besuchte. Es hatte fast rund um die Uhr geöffnet und war Treffpunkt für Taxifahrer und Streifenpolizisten. Es war windig, mit dem Wind kamen große nasse Schneeflocken, die ihnen ins Gesicht schlugen. Reine sagte etwas über das Wetter, und als er das Gefühl hatte, nörgelig zu klingen, schloß er mit einem kleinen Scherz:

»Aber ich will mich nicht beklagen. Man kann froh sein, wenn man überhaupt ein Wetter hat.«

»Ja«, sagte sie und nickte, »da kann man wirklich froh sein.« Sie sagte es nachdrücklich, völlig ernst. »Man soll über jedes Wetter froh sein.«

Er schaute sie an. Er mußte ein wenig hochschauen, sie war größer als er. Verstand sie keinen Spaß? War sie vielleicht zurückgeblieben? Wie auch immer, jetzt war es zu spät für einen Rückzieher. Sie waren beim Café.

Zwei Tische des schmalen Lokals waren besetzt. Bei der Tür saßen zwei uniformierte Polizistinnen, und ganz hinten saß ein Mann, der nach dem Schmutz und den Lumpen zu schließen ein Obdachloser war.

Sie blieb stehen, und einen Moment sah es so aus, als wolle sie umkehren.

»Was ist denn?« fragte er.

»Nichts«, sagte sie.

Ihr Gesicht war immer noch ausdruckslos, aber er hatte das Zucken bemerkt, den Blick der hellblauen Augen. Angst.

Vielleicht war es ja ein Ort, an dem man Angst bekommen konnte, wenn es spät am Abend war und man zum ersten Mal hier war. Der Raum war schlecht beleuchtet, die Möbel waren schäbig, und der Alki – oder Drogensüchtige, oder Verrückte, oder was immer der Mann in der Ecke auch war – sah wirklich schrecklich aus, mit seinen strähnigen langen Haaren und Wangenknochen wie bei einem Totenschädel.

»Sollen wir woanders hingehen? Aber um die Zeit ist nicht viel offen, und das Wetter ist auch nicht ...«

»Das ist schon recht«, sagte sie schnell.

Sie hätten weiter bis zur Hauptstraße und dort in eine Bar gehen können. Aber das hätte das Ganze auf eine andere Ebene gehoben. Nicht nur preislich, auch beziehungsmäßig. Eine Frau zu einer Tasse Kaffee in einem schlichten Café einzuladen, war eine Sache. Sie auf einen Drink in eine vornehme Bar zu bitten, war etwas ganz anderes. Außerdem wäre es ein sehr abrupter Wechsel nach dem Kirchenbesuch gewesen. Sie war vielleicht Abstinenzlerin und könnte es übelnehmen.

Sie hatte schon einen Tisch ausgesucht und sich gesetzt, er folgte ihr rasch, um ja nicht die Führung abzugeben. Wie aus Trotz, wie um zu zeigen, daß sie keine Angst hatte, setzte sie sich an den Tisch neben dem furchteinflößenden Penner, was er wiederum rührend fand.

Barbro, die Bedienung, tauchte aus der Küche auf und begrüßte ihn mit der gleichen mütterlichen Wärme wie immer. Dann wandte sie sich an seine Begleitung und fragte nach ihrem Wunsch. Reine brauchte sie nicht zu fragen. Sie wußte, daß er immer einen großen Kaffee ohne Milch und mit zwei Stück Zucker trank.

»Einen kleinen Kaffee. Mit Sahne und Zucker«, sagte die Dicke.

»Ich habe nur Milch.«

»Aha, dann eben Milch.«

»Etwas dazu? Ein belegtes Brot? Hefezopf?«

Die Frau schaute fragend, und er sagte rasch:

»Nehmen Sie, was Sie wollen. Ich lade Sie ein.«

»Ich hätte gern etwas Süßes.«

»Sie können da drüben schauen, was wir haben.«

Die Frau erhob sich und wankte zusammen mit Barbro zu einer Glasvitrine mit Kuchen hinüber. Nachdem sie eine Weile gewählt und überlegt hatte, kamen sie zurück. Barbro brachte einen Teller mit siebenerlei Backwaren: eine Rumkugel, ein Mandeltörtchen, einen doppelten, mit Schokolade gefüllten Hafertaler, eine Punschrolle und drei Plätzchen. Sie stellte den Teller vor die Frau auf den Tisch.

Reine starrte den Teller an. Er war etwas erstaunt.

Barbro schien nicht erstaunt zu sein. Ein Kuchenjunkie brachte sie nicht aus der Ruhe, sie hatte wahrlich merkwürdigere Gäste. Sie servierte ihnen den Kaffee und ließ sie dann in Ruhe.

Die dicke Frau aß ihren Kuchen. Langsam, genüßlich und schweigend. Sie schaute über Reines Schulter in eine leere Ferne, als ob er nicht da wäre. Für ihre Rumkugel nahm sie den Kaffelöffel. Sie schnitt mit dem Löffel kleine Portionen ab, die sie dann mit geschlossenen Augen lutschte.

Reine betrachtete sie fasziniert. Am Anfang warf er ihr heimlich Blicke zu, aber als ihm klar wurde, daß sie ganz versunken in sich und ihr Essen war, betrachtete er sie genauer. Er hatte noch nie jemanden mit solchem Genuß klebriges Gebäck verzehren gesehen!

Er versuchte, ihr Alter zu schätzen. Im Garderobenraum der Kirche hatte er vermutet, daß sie etwa so alt war wie er, um die fünfzig, aber jetzt sah er, daß sie jünger war. Die Taschen und Kissen in ihrem Gesicht, die er ihrem Alter zugeschrieben hatte, waren Fett, und die scharfen Falten um den Mund kamen vom Gewicht ihrer Wangen, nicht von schlaffer Haut.

Ihre Haut war sehr glatt. Weiß wie Marmor, außer wenn sie sich anstrenge – und auch einfache Bewegungen bedeuteten für ihren Körper Anstrengung –, da nahm die Haut ein dunkles Rot an, so schnell wie Lackmuspapier.

Aber ihr genaues Alter konnte er nicht schätzen. Es konnte alles zwischen fünfundzwanzig und fünfundvierzig sein. Sie erschien ihm irgendwie alterslos. Als ob die Zeit an ihr vorübergegangen wäre.

Als sie die sieben Gebäckstücke aufgegessen hatte, wischte sie sich den Mund mit der Papierserviette ab und schaute ihn an.

»Danke«, sagte sie. »Das war sehr gut. Ich habe schon lange keinen so guten Kuchen mehr gegessen.«

Reine war froh, daß sie ihn wieder anschaute und sich daran erinnerte, daß er das Fest bezahlte. Es gefiel ihm, daß sie sich bedankte.